



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus München.

Aufführung des „Moriz von Sachsen.“ — Verschämtes Verbot. — Das Wörtchen: Freiheit. — Kritik; Einwürfe im Namen der Poesie und des Liberalismus. — Herr Fost, Herr Dahn, Frau Dahn und Fräulein Denker. — Festschmäuse; Tenerani, der König von Neapel und Bolivar. — Dehlenschlagerschmaus. — Ein Wort Lessing's. — Herderfeier. — Sukkow und Dingelstedt. — „Der Weg zum Hofrath.“

Endlich hat das längst angekündigte, dann aber auf die lange Bank der Vertagung geschobene Trauerspiel: „Moriz von Sachsen“ auf der hiesigen Bühne seine Darstellung, oder um so zu sagen, seine Fleischwerdung erlebt, denn wie kann man wohl anschaulicher jenen bedeutungsvollen Prozeß bezeichnen, durch welchen eine absolute prussische Idee, z. B. die der Freiheit unter dem Bilde des Churfürsten Moriz, plötzlich in den Münchner Schauspieler Dahn, also in Fleisch und Blut verwandelt wird? Nun sage man noch, die Lehre von der Transsubstantiation beruhe auf keiner realen Wahrheit! Das Stück ist in mancher Hinsicht gar nicht übel; aber Herr Prus wird uns schon erlauben, an ihn und sein Werk die große Elle der Kritik anlegen zu dürfen, da er selbst sogar zu der Metzgerzunft der Halle'schen Jahrbücher gehörte, in denen Beck, Lenau, Freiligrath, Rückert und sämtliche Romantiker mit scharfem Hackmesser in lauter Läppchen zerklopft wurden, Mosen aber erst von da an Gnade fand, als er zu Dresden die Ehre des persönlichen Umgangs mit Dr. Ruge genoß. Uebrigens hat die Aufführung des „Moriz“ für München einige Bedeutung und gehört zu den mancherlei Ehrenerklärungen, die man auch hier der freieren Zeitregung macht, obgleich es unserer guten Stadt wie manchen Personen geht, die, sie mögen auch wirklich einmal etwas Löbliches thun, gegen die auf ihnen lastenden Vorurtheile der Gesellschaft umsonst anringen. Jedenfalls ist es beachtenswerth, daß die

Tragödie hier zur Aufführung kam, nachdem sie in Berlin durch ein verschämtes Verbot untersagt worden; denn wie es verschämte Bettler gibt, so gibt es auch verschämte Staatsmaßregeln und Verbote. Hierzu kommt, daß die Tragödie zum großen Theil auf protestantischen Glaubenselementen beruht, die, wie man fast meinen sollte, in München Anstoß erregen, in einem protestantischen Staate wie Preußen aber selbst der Regierung willkommen sein mußten. Freilich hat man für die Münchner Aufführung das protestantische Glaubensfeuer, wo es in zu hellen Flammen aufzuckte, etwas gedämpft, und wenn es im Texte heißt: Der Kaiser ist unseres Glaubens wie unserer Freiheit Feind, so hieß es bei der Aufführung in München: Der Kaiser ist unseres Landes, wie unserer Freiheit Feind. Mit diesen einzelnen Aenderungen hat man jedoch den protestantischen Kern des Stückes natürlich nicht tilgen können. Die Freiheitsphrasen hat man sämtlich als unschädlich stehen lassen; man wußte wohl, daß sie beklatscht werden und den augenblicklichen Effect steigern würden, man wußte aber auch, daß sie nach herabgelassenem Vorhang vergessen sein würden. Freilich liegt für Jeden ein unbeschreiblicher Zauber in dem kleinen Worte „Freiheit!“ Der Subalternbeamte denkt sich dabei die Erlösung von den mancherlei Quälereien und langen Nasen, denen er von oben her ausgesetzt ist, der Gymnasiast die Befreiung von den abscheulichen Exercitien und Lectionen, welche ihm sein junges Leben verbittern, der Kaufmannslehrling eine Erweiterung seiner Freistunden, um spazieren gehen zu können, und nun gar der Hausknecht, die Wirthschaftsmamsell, die Köchin! Weil aber die Meisten das Wort Freiheit sich zu Gunsten auslegen und auf ihre speciellsten und nächsten Lebensverhältnisse anzuwenden wissen, hat es auch lange das ungeheure Staatsgefährliche nicht, zu dem die Aengstlichkeit es gestempelt hat; und weder die Arbeiter in Ingolstadt, noch die Weber in Schlessien, noch die hiesigen Vorstädter haben bei ihren Emeuten etwas im Sinne gehabt, was einer pruz'schen Freiheitsidee nur von ferne ähnlich sähe. Man mache es den Gensdarmen unmöglich, einen arretirten Arbeiter auf der Gasse brutal todtzustechen, man schinde dem armen Weber Nichts vom Wochenlohne ab, man erhöhe die Bierauslage nicht, und man wird sehen, wie gleichgiltig es diesen Leuten ist, was Herr Pruz von der Freiheit und die Freiheit von Herrn Pruz denkt! Man mag mit Recht einen großen allgemeinen Fortschritt der Zeit darin erkennen, daß auch der Dichter mehr als früher politisch zu sein strebt und um so größeren Anklang findet, je mehr die Intereffen der Zeit, seien sie nun bloße Composition, oder von wirklichem Metallgehalt, in seinen Dichtungen ein fortrollendes Echo finden. Nur sollte man es dem Dichter nicht zu leicht und bequem machen und dasjenige, was nur ein Abgekochtes der Zeit und in Jedermanns Ohren ist, ihm und seinem Talente als eine ganz beson-

dere Gabe Gottes auf Rechnung schreiben, um darüber dankbarlichst zu quittiren. Wer Jahre lang mit der Feder und mit Feder Führenden umgegangen ist, weiß am besten, wie gerade auf der rhytmischen Drehbank sich am leichtesten gangbare und gefällige liberale Floskeln dreheln lassen. Dies hat denn auch Pruz in seinem Moriz trefflich benützt und dadurch den historischen Charakter der Personen, welche in seiner Tragödie auftreten, gänzlich verwischt. Das Recht des Dichters, mit der historischen Wahrheit ein wenig frei umzuspringen, wollen wir zwar keineswegs allzusehr schmälern, indes sollte man doch so allgemein bekannte Charaktere, wie Kaiser Karl V. und Churfürst Moriz nicht geradezu auf den Kopf stellen, daß sie wie Akrobaten mit den Beinen in der Luft der Abstraction umherzappeln und Rad schlagen. Ja, wäre nur der pruz'sche Moriz poetisch gerechtfertigt und in sich und durch sich selbst motivirt! Was aber ist dieser Moriz anders, als ein ganz modernes Hampelmännchen, welches vom Dichter am Drahte des vagsten und allgemeinsten Freiheitsbegriffes hin- und hergezogen wird? Ja, könnte man auch den historischen Moriz vergessen, so gelingt es doch dem Dichter keineswegs, uns von der Freiheitsmission seines fingirten Moriz zu überzeugen. Am wenigsten gelingt ihm dies durch Phrasen, wie folgende:

— — — — — Nun ist es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,
Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des besten Freundes durch mich selbst beraubt;
So nimm mich hin! Die alten Sterne sinken,
Ein neuer steigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blur'ger Erde keimt die junge Saat:
Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

Bei diesen fürchterlich trivialen Phrasen zieht dieser verwirrte Mensch natürlich sein Schwert und geht wie ein echter Coulissenheld, der nur Kinder schreckt, unter dem Beifallklatschen der Ladendiener und Gymnastasten ab. Leider ist weder die Intrigue durch Moriz, noch Moriz durch die Intrigue gehoben. Etwas weniger mißlungen erscheint der Kaiser, obgleich auch dieser nur aus bunten unhistorischen Redensarten zusammengebacken ist; aber er spricht wenigstens nicht ohne Energie und Schwung, wie in folgenden Versen:

D ich beschwör' Euch, künftige Regenten,
Die Ihr in Eurer zugeschlossnen Hand
Das Schicksal künft'ger Millionen tragt:
Versäumt es nicht, mit liebevollem Reizen,
Das Ohr zu legen an die Brust des Volk'es!
Verkennt nicht das unschuld'ge Hüpfen
Der ungeborenen Freiheit! Ueberhört
Das leise Flüstern in den Zweigen nicht,
Wenn sie der Athem der Geschichte rührt! u. s. w.

Diese Worte sind schön, aber sie machen sich lächerlich, ja fast widerwärtig, wenn man erwägt, daß sie dem Kaiser Karl V. in den Mund gelegt sind, welcher zuerst in Deutschland den Machiavellismus und die spanische Intrigue begünstigte, sich aber zur Vergeltung von dem noch schlaueren Moriz übertölpeln ließ. So ist das ganze Stück Nichts als eine glänzende, mit bunten Glittern aufgepumpte Lüge, eine Verfündigung an der Geschichte, ich möchte fast sagen, eine Beleidigung der deutschen Nation! Wäre der Dichter vom Geiste des wirklichen Liberalismus erfüllt, so hätte er uns die Lüge der damaligen Zeit, jene Treubrügigkeit, jene hinterlistige, intriguenstüchtige Diplomatie, jenen nur das Hausinteresse im Auge habenden Eigennuz in nackter Wahrheit schilbern und Angesichts der deutschen Nation brandmarken müssen, um diese vor den mancherlei ähnlichen bösen Geistern zu warnen, welche gerade seit jener Zeit unter uns umgegangen und sogar noch im lichten Sonnenschein der Gegenwart hier und da wahrzunehmen sind. Daß er dies nicht gethan, daß er den Machiavellismus des Einen, den Treubruch des Andern beschönigt, daß er die Charaktere verdreht, ihnen uneigennüzige Motive, Vaterlands- und Freiheitsbegriffe als Nachtjäckchen unter-, die Glitter großherziger Lügenphrasen überzieht, daß er der Wahrheit Hals und Beine bricht und ihr das blutende Herz aus der Brust reißt, um es mit Zucker, Marzipan und Goldschaum zu verkleistern und dies süßliche Gebäck dem gedankenlosen Publicum in den Mund zu schieben, das ist das Unrecht und die Lüge, womit sich der Dichter an der Nation und der Geschichte verfündigt und an der Poesie selbst, welche die Unwahrheit und die Sophistik und die Beschönigung bis auf den Tod haßt, ein Majestätsverbrechen begangen hat, das er durch alle in seiner Dichtung unlängbar vorhandenen trefflichen Einzelheiten wie durch die oft blendende und glänzende Rhetorik seiner weibischen Sprache nicht wieder gut machen kann. Der Dichter hat jedenfalls ein höheres Amt, als die historische Wahrheit wie ein wehrloses Schaf todtzuschlagen und aus ihren Eingeweiden Darmsaiten zu spinnen, um darauf dem Publicum etwas im neuesten Geschmack vorzuklimpern. Jedenfalls hoffe ich, durch den hier ausgesprochenen Tadel dem Dichter im Wesentlichen weniger geschadet zu haben, als ihm der unbesonnene Ausspruch eines seiner Verehrer schaden muß, der im Nürnberger Correspondenten kühnlich behauptete: Moriz von Sachsen sei unbedenklich den classischen dramatischen Dichtungen der deutschen Nation anzureihen! — Die Darstellung der Tragödie auf der hiesigen Hofbühne war trefflich; namentlich auszuzeichnen sind Herr Fost, der überhaupt zu den bedeutendsten Charakterdarstellern der Gegenwart gehört, Fräulein Denker, Frau Dahn und Herr Dahn, welcher den Moriz gab, jenen in sich haltungs- und charakterlosen, die Lücken und Löcher seines Wesens mit schönen Declamationen ausstopfenden Haupt-

helden der Tragödie, für welchen freilich, selbst bei der größten Kunst des Darstellers, das Interesse des Publicums nur schwach rege gemacht werden kann. Die vielen Mängel in der Intrigue, so weit in diesem Trauerspiel von Intriguen die Rede sein kann, wie überhaupt in der Composition und Dekonomie des Stückes will ich nicht tadeln, da von dem zweiten Stücke eines Anfängers keine Vollkommenheit erwartet werden darf. Ohnehin ist die Exposition wohl gelungen und auch sonst, was das äußerliche Gerüst und die Scenerie betrifft, mancher erfreuliche Fortschritt gegen desselben Verfassers „Karl von Bourbon“ bemerkbar. Der Beifall galt weniger dem Ganzen als, wie auch die Augsburger Allgemeine richtig bemerkt, einzelnen Stellen, besonders den mit Keimen und Freiheitsphrasen gespickten furiosen Abgängen.

Manche literarische und artistische Notabilitäten haben innerhalb dieses Sommers München einen Besuch abgestattet. Bekanntlich wurden mehrere derselben durch Festschmäuse celebrirt, so Dehlenschläger und der italienische Bildhauer Tenerani, nach dessen Modellen in der hiesigen berühmten Erzgießerei die für Palermo bestimmte Statue des Königs beider Sizilien und eine Bolivarstatue gegossen werden. Wie viel besser ist ein Künstler dran, als ein Dichter, dem man es unfehlbar als Inconsequenz auslegen würde, wollte er auf Bestellung in dem einen Gedichte den König von Neapel, in dem anderen den Befreier Bolivar verewigen! Einem Liszt, welcher freilich weder servile, noch liberale Tendenzen vorzuspielen im Stande ist, dürfen ungeachtet Radicale und die Kronen- und Großwürdenträger des Reichs zuzuschauen. Ein Schriftsteller und Dichter, wenigstens in Deutschland, zieht dagegen auf der einen Seite eben nur darum Einzelne an, um auf der anderen eine um so größere Menge von sich abzustößen. Und selbst jene sind schwankend, lauernd, zum Verrath und zur Abtrünnigkeit geneigt. Wie gesagt, Tenerani's Bildsäulen haben im Ganzen einen ziemlich harm- und charakterlosen Ausdruck, so daß sich auch darin seine objective Künstlernatur spiegelt, auch ist ihm hier auf der Menterschwaige ein harmloses Fest gefeiert worden, bei dem es nur auffiel, daß man ihn einen „Hohenpriester der Kunst“ nannte, ein Ehrentitel, welcher höchstens einer so ehrwürdigen Erscheinung zukommt, wie Thorwaldsen war. Indes geschah dies in einer in italienischer Sprache gehaltenen Rede, und bekanntlich kommt es im Italienischen auf eine Hyperbel mehr oder weniger nicht an; jedoch fragt sich, ob die Italiener bei ähnlichen festlichen Gelegenheiten sich herablassen würden, demjenigen deutschen Künstler, welchem zu Ehren die Festlichkeit veranstaltet worden, in einer deutschen Rede den Zoll ihrer Verehrung zu Füßen zu legen. Ja freilich, jeder ausländische Hinz oder Kunz ist bei uns ein Gegenstand unbedingter Bewunderung, während bei uns höchstens die Todten von dem neidischen Geklatsch

ruhig und sicher schlafen. Auch der Däne Dehlenschläger, welcher auf seine alten Tage Inspections- und Triumphreisen durch Deutschland anstellt, ist hier wie anderwärts beschmaußt worden. Wie Wenige unter denen, die im deutschen Norden und Süden sich huldigen an ihn gedrängt, mögen den Mann gerecht zu würdigen wissen, oder die dazu nöthige Lectüre und Kenntniß seiner Dichtungen besitzen! Aus Wien berichtet ein solcher Dehlenschlägerverehrer über die ungeheure Wirkung, welche sein letztes Trauerspiel auf einen Zuhörerkreis gemacht; diese wahrscheinlich höchst reife Frucht aus Dehlenschläger's höherem Alter wurde von dem Wiener Correspondenten geradezu das vorzüglichste unter seinen Trauerspielen genannt; hier in München will man dagegen bemerkt haben, daß die Vorlesung dieser Dichtung nicht gerade zur Belebung und Erweckung der Lebensgeister beigetragen habe. Dieses Herumreisen unserer Dichter auf Vorlesung ihrer Stücke scheint Mode zu werden; auch Guskow hat hier in einer Gesellschaft einige Acte aus seinem „Pugatschew“ vorgelesen. Natürlich findet man schon der Höflichkeit wegen Anerkennung vollauf, zieht einflußreiche Personen in sein Interesse und bahnt sich somit den Weg zur Bühne. Auch die Speculationsreisen auf Hervorruf nehmen immer mehr überhand, und schwerlich sind Göthe und Schiller zusammen so oft herovorgerufen worden, als in unseren Tagen der eine Guskow. Wollt Ihr Lessing's Worte hören? Er sagt: Von Voltaire bis zu Marmontel und von Marmontel bis tief herab zu Cordier haben fast alle an diesem Pranger gestanden. Wie manches Armesündergesicht mag darunter gewesen sein! Ich wollte lieber durch mein Beispiel einen solchen Uebelstand abgeschafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Aus den Zeitungen wird Ihnen bekannt sein, daß wir hier ein für München sehr bedeutungsvolles Fest zu Ehren Herder's begangen haben. Die vielen bei dieser Feier ausgebrachten würdigen Toaste beweisen, daß es wahrlich in München an Männern nicht fehlt, welche dem durch Herder in einfachen Linien vorgezeichneten Geist des humanen Fortschritts mit Ernst und Eifer zu huldigen wissen. Auch wurde bei dieser Feier reines Deutsch, nicht wie bei dem Tenevanifest Italienisch gesprochen. Ein interessanter Zufall wollte, daß die hier gerade anwesenden modernen Schriftsteller Guskow und Dingelstedt an dem Feste Theil nahmen. Guskow sprach einige sehr treffliche Worte und hob es, auf einen vorher von dem chinesischen Literaturkenner Haumann ausgebrachten Toast anspielend mit Nachdruck hervor, daß er, ohne „Hofrath“ zu sein — wobei er einen merkwürdigen Seitenblick auf Dingelstedt warf — zu denen gehöre, die rein von ihrer Feder leben. Guskow, an dem ich sonst mancherlei auszusagen hätte, meint es, so viel ich glaube, in dieser Hinsicht ehrlich. Die Feder ist sein Stolz, die unbetiteltete Schriftstellerei seine Ehre; alle

prunkhaften Einflüsse des modernen Lebens haben, wie es scheint, in ihm die demokratische Natur bis jetzt nicht gänzlich tilgen können. Dies muß ihm auch, wenigstens in dieser Hinsicht, die Achtung seiner Gegner sichern. Daß er, gleich als er sich erhob und ehe er noch ein Wort gesprochen, wie ein Schauspieler von Mehreren beklatscht wurde, gefiel dem ruhigen Beobachter keineswegs. Dingelstedt verhielt sich schweigend. „Der Weg zum Hofrath“ wird der Titel meiner nächsten Schrift sein. Hofrath zu heißen ist an sich gerade keine Sünde, kann aber unter Umständen und im Gegensatz zu früher ausgesprochenen unhofrätlichen Gesinnungen wohl ein Unglück, ein selbstverschuldetes, also tragisches Mißgeschick genannt werden. Das menschliche und namentlich das deutsche Fleisch ist leider so schwach, der deutsche Geist aber zu Allem willig, namentlich zu einem Titel. Wir kennen wir indeß nicht, daß am Ende vielleicht mehr die „Frau Hofrätin“, als der „Herr Hofrath“ zu einer solchen Katastrophe Veranlassung gab. Zu welchen Zugeständnissen versteht sich der gute liebe Deutsche nicht, wenn damit seiner zweiten besseren Hälfte ein Gefallen geschieht! So löst sich bei dem Deutschen zuletzt Alles in Liebe und Freundschaft auf und beruht auf den tiefsten Sympathien der Zärtlichkeit!

II.

Aus Berlin.

I.

Die Naturliebe der Berliner. — Steigende Genußsucht. — Die Sommerconcerte. — Günther's Garten. — Vergnügungen der Armen. — Kroll. — Die Reichertstatter über die Gewerbeausstellung. — Italienische Oper. — Wiener's „Waife von Lucca.“

Der Herbst scheint doch etwas freundlicher zu werden, als der Sommer war, und auch die hiesigen Sommervergnügungen scheinen sich durch die günstigere Witterung noch einmal erholen zu wollen. So wie die Sonne nur einmal ein freundlich Gesicht macht, gleich sieht man auch ganze Massen von gepushten Spaziergängern den Thoren zufließen. Die ungeheuern Steinmassen Berlins üben bei warmem Wetter einen so niederdrückenden, ermattenden Einfluß aus, daß es den Leuten nicht zu verargen ist, wenn sie mit so possirlicher Geschäftigkeit, mit so ernstem Pflichteifer gegen sich selber, einem Bischen frischerer Luft nachlaufen. Der Berliner liebt die Natur, er wird gleich kindlich, naiv, wenn er einmal in's „Grüne“ kommt, jeder Strauch, jeder Grashalm, jede Blume ist da für ihn eine ganz kostbare Rarität. So ist er denn natürlich schon ganz seelenvergnügt, wenn er Abends, nach gethaner Arbeit, oder wenigstens Sonntags einmal durch eine grüne Allee gehen, oder gar nachher unter einem

grünen Baum sitzen, seinen Kaffee, oder sein geliebtes Weißbier trinken und dazu noch für zwei Groschen ein schönes Concert hören kann. Diese Gartenconcerte haben sich erst in den letzten Jahren zu einem so charakteristischen Moment des hiesigen Lebens herausgebildet. Man besuchte freilich auch früher schon diese Locale, aber man machte noch nicht die großstädtischen Ansprüche an dieselben, man wollte eben nur im Freien sein und begnügte sich daher ganz gemüthlich mit der frischen Luft und einer ganz unerträglichen Musik. Man war noch kleinstädtischer und harmloser. Das hat sich seit fünf oder sechs Jahren verändert. Dem täglich steigenden Luxus und der immer regen Genußsucht kommt die Speculation entgegen, diese erzeugt wieder die Concurrenz, und so hat denn Berlin eine Masse von Vergnügungen erhalten, die es früher gar nicht gekannt hat. Schon genügen die schönen Concerte, die rauschende Walzermusik der Steiermärker, für die man anfangs so schwärmte, nicht mehr, man will auch dabei allerhand glänzende Abwechslungen, prächtige Illuminationen, Feuerwerke und dergleichen haben, und täglich kündigen die öffentlichen Blätter eine Masse derselben und immer etwas Neues und Glänzenderes an. Dadurch, daß es nun Ton, eine Nothwendigkeit, ein Bedürfniß geworden ist, diese Orte zu besuchen, haben sie eine bestimmte Form, einen Charakter gewonnen, der für den Beobachter gar nicht so uninteressant ist, als Mancher glauben mag. Denn wo soll man sonst das allerweiteren Doffentlichkeit entbehrende Leben einer deutschen Stadt anders kennen lernen, als an ihren öffentlichen Vergnügungsplätzen? An der ganzen Art und Weise, wie die Leute sich unterhalten, offenbart sich gewöhnlich ihr eigentliches Wesen, freilich nur für denjenigen, der tiefer in solche scheinbar „unwichtige“ Dinge einzugehen und sociale Zustände nach allen ihren Seiten zu studiren weiß. Man hat noch verschuldet wenig gesagt, wenn man von einem mit Hunderten von Menschen angefüllten Orte bloß mit der Bemerkung weggeht, daß man sich da ennuyirt habe. Und nennt man die Leute „verrückt“, daß sie auf diese Weise sich unterhalten können, so muß man sich eben diese Verrücktheit aus ihrem Wesen und ihren Verhältnissen zu erklären suchen, nicht aber das bloße Gefühl der persönlichen Unbehaglichkeit als Maßstab an die Verhältnisse legen.

Die Berliner Vergnügungsplätze sind aber in der That interessant, und zwar nicht bloß als Ausdruck des allgemeinen Wesens, sondern auch durch eine Masse specieller Gesichter, die man da in der Stille beobachten kann. Besonders ist in dieser Beziehung das schöne Günther'sche Local mit seinen dunklen schattigen Laubgängen wichtig, in denen sich hauptsächlich Abends Alles verbergen kann, was das Auge und Ohr der Menschen nicht erreichen soll. Herr Günther war es, der mit seinen schönen Concerten und Illuminationen, mit seinem Eifer, die Bedürfnisse seines Publicums zu studiren und ihnen ent-

gegenzukommen, den Anfang machte, die Berliner Sommervergünstigungen umzugestalten. Seine Concerte sind immer noch sehr besucht und trotz der Masse von anderen Localen dieser Art, ein nothwendiges Ingredienz des hiesigen Lebens geworden. Denn was früher für den Winter das Colosseum war, das ist für den Sommer Günther's Garten geworden, nur daß es hier nicht so einseitig hergeht, die verschiedensten Stände und Menschen sich durcheinander tummeln und die adeligen Damen mit den betresten Bedienten hinter sich, die reiche, stolze Bürgersfrau mit ihren feinen, zimperlichen Töchterlein ganz ungenirt neben den gepukzten Donnas von der Straße sitzt. Besonders sind es die Letzteren, die dieses Local mit ihrem starken Moschusdust erfüllen und so diese Menge von alten und jungen Herren aus der noblen Gesellschaft hereinziehen. Des Bekannftschafmachens, Nachlaufens, der Rendezvous, der verstoßenen frivolten Blicke und Neden ist kein Ende, und zwischen all diesem Treiben geht der anständige Philister mit seiner Frau und seinen Töchtern umher, freut sich über die Musik, die bunten chinesischen Lampen und den Gänsebraten, den er eben gegessen, und scheint gar nicht zu ahnen und zu beachten, was da eigentlich Alles um ihn her vorgeht. Aber auch so manches zarte geheime Liebesdrama spielt sich hier an und ab, und wenn die hübsigen Gänge einige von den Geschichten erzählen könnten, die ich nur aus der Ferne an mir bekannten Personen beobachtet habe, die unbefangenen Besucher des Günther'schen Locals, die es vielleicht noch nicht wissen, daß Berlin eine große Stadt geworden ist, würden staunen. Da aber die Bäume nicht reden können, werde ich es statt ihrer vielleicht einmal thun.

Uebrigens vermehren und erweitern und verschönern sich, nicht blos im Thiergarten, sondern auch vor allen Thoren Berlins die öffentlichen Concertgärten dieser Art. Man geht da kaum ein Paar Schritte, ohne vor einem solchen Local vorüberzukommen, und aus allen ertönt Musik, und fast alle sind sie von bunten, dicht zusammen gedrängten Massen erfüllt. Eine nähere Charakteristik dieser Plätze müssen wir jedoch speciellen Schilderungen des Berliner Lebens überlassen. Es ist nicht geradezu wahr, daß in Berlin nicht auch der Arme, d. h. der Arme, der überhaupt noch an eine Zerstreung denken kann, seine Vergnügungsorte habe. Man gehe nur vor die Thore Berlins, und man wird genug Tabagien und Tanzplätze finden, wo auch der ärmere Handwerker sich mit seiner Familie sein „Verjüngen“ macht. Sollte er auch an den Vergnügungen der vermögenderen Classen Theil nehmen, so müßten dieselben billiger werden. Der Eintrittspreis macht hier allein die Ausschließlichkeit. Uebrigens besucht hier die eigentlich noble und aristokratische Welt — die vornehme Bourgeoisie mit eingerechnet — fast gar keine öffentlichen Locale, das Ar oll'sche ausgenommen, das sich bis jetzt noch für den oberfläch-

lichen Beobachter seinen feinen Anstrich zu wahren gewußt hat. Als am 12. September das große Nationalfest gefeiert wurde, ist leider dieses anständige und theuere Vergnügen durch einen höchst komischen Vorfall gestört worden. Das angekündigte Feuerwerk hatte nämlich eine ungeheurere Masse von Neugierigen vor der äußeren Barriere des Gartens versammelt. Man stieß, man drängte sich so fürchterlich, daß die Barriere endlich nachgab und das ganze Heer von Gassenjungen, Handwerksgefallen, Weibern und Kindern hundertweis in den Garten stürzte. Man kann sich das Entsetzen, die Bestürzung, den Schreck und die Verwirrung der männlichen und besonders weiblichen Patrioten denken, sich mit einem Male von solcher Gesellschaft umgeben zu sehen, die durchaus keine Umstände machte, sich an die Tische setzte, lärmte, Wiße riß, sang und besonders im Saal den aufgesetzten Fleischspeisen so wacker zusprach, daß die herbei gekommene Polizei endlich Ordnung machen mußte und die Ruhe und den Anstand so ziemlich wieder herstellte. —

Die Gewerbeausstellung wird nun bald geschlossen werden. Dieselbe hat unseren Zeitungscorrespondenten vielfachen Stoff zu Artikeln und Redensarten gegeben, einen ordentlichen Bericht haben wir jedoch noch nicht darüber gelesen. Wir haben noch keine Publicisten, die mit gehöriger Sachkenntniß über dergleichen schreiben könnten. Mehrere französische Zeitungen haben sachverständige Männer als Berichterstatter hierher gesandt. Ein gebildeter ausländischer Kaufmann, der sich mit dem Industrewesen lange wissenschaftlich beschäftigt hat, sagte mir, daß er den deutschen Gewerbesteiß auf dieser Ausstellung gar nicht gehörig vertreten finde, daß er dort selbst Sachen von Fabriken gesehen habe, die dieselben weit besser lieferten. — Mit der neuen italienischen Operngesellschaft, die ihre Vorstellungen mit der Oper „il Templario“ von Nicolai eröffnet hat, will man noch nicht zufrieden sein. Einstudirt wird „Elise, oder die Waise von Lucca“. Trauerspiel von Dr. Wiener. Eine nochmalige Verzögerung der Aufführung dieses Stückes wird wohl Fräulein von Hagn durch ihre Weigerung herbeiführen, eine andere als die Titeltrolle zu spielen.

A. F.

2.

Friedensausichten. — Neue Eisenbahnen. — Continental-Gas-Associations-Greit. — Mme. Kott. — Das Verbot von „Moriz von Sachsen.“

Der Friede, der eben zwischen Frankreich und Marokko abgeschlossen worden, ist eine Bestätigung des europäischen Friedens überhaupt, denn wir wollen es uns nicht verhehlen, daß jene Feindseligkeiten Frankreichs gegen eine afrikanische Macht, welche nächst England die Meerenge von Gibraltar, d. h. den Eingang in's mittellän-

bische Meer beherrscht, nothwendig bald ernstere Reibungen zwischen Frankreich und Großbritannien herbeigeführt hätten und daß dann Deutschland in sehr ernste Conflictе gekommen wäre. Denn daß man in St. Petersburg und wohl auch in einigen anderen Hauptstädten nur auf den Augenblick, wo Frankreich wieder in einen Krieg mit England verwickelt wird, wartet, um dem Lande der Revolution den ältesten Groll endlich fühlen zu lassen, leidet wohl keinen Zweifel. Eben so unbezweifelt ist, daß, wenn erst einmal Rußland und England gegen Frankreich zu einem Kriege verbündet sind, dann auch wieder unser schönes Deutschland die Perspective hat, der Schauplatz desselben zu werden, denn wie sehr auch Klugheit und Gerechtigkeit zu einer strengen Neutralität aufforderten, ist doch wohl kaum anzunehmen, daß nicht die Leidenschaft der Parteien, namentlich aber der antifranzösischen Partei, über Klugheit und Gerechtigkeit den Sieg davontragen würde. Und was würde wohl, wenn ein solcher Conflict entstanden wäre, aus der Einigkeit Deutschlands, ja aus seiner politischen Selbständigkeit geworden sein? Auch wir wollen daher die den Friedensschluß verkündenden Kanonenschüsse des Pariser Invalidenhauses als einen Triumph der Civilisation und des den Keim des Fortschritts, wenn auch langsam, doch sicher währenden Friedens über die Leidenschaft und die Völkereifersucht betrachten, deren Ausbrüche in Europa uns Deutschen leider bei dem Stand der Dinge und bei der allgemeinen Stimmung der Gemüther keine günstigen Aussichten lassen würde. Die Ereignisse von 1840 und von 1844 haben uns gezeigt, wie leicht solche Völkerconflicte möglich seien, und sie sind daher eine ernste Mahnung an Deutschland, in der Zeit des Friedens Nichts zu verabfümen, was die Gemüther wieder vereinigen und unsere Macht nach außen dergestalt vermehren kann, daß wir jeden europäischen Krieg ruhig erwarten können.

Fast hätte der drohende Ausbruch des Krieges schon den Ausbau der deutschen Eisenbahnen verzögert, denn ein großer Theil der Speculanten, welche Actien gezeichnet, war bereits sehr zaghaft geworden und meinte, man müsse alle Einzahlungen sistiren, sobald irgend ein ernstliches Gewölk am Horizont der französisch-englischen Politik sich zeige. Seitdem die Aussichten sich wieder aufgehellert, ist auch neue Speculationslust an die Börse gekommen und mehrere neue Bahnen, wie z. B. die zwischen Potsdam und Brandenburg und die zwischen Posen und Glogau sind entweder schon in Angriff genommen oder doch wenigstens in den vorbereitenden Nivellements vollendet worden.

Beinahe wäre übrigens auch unsere gute und friedliebende Stadt Berlin in einen Krieg mit den Engländern verwickelt worden. Die britische Continental-Gas-Affociation, an deren Spitze sehr angesehene d. h. reiche Männer stehen, hatte nämlich bei dem im Jahr 1846 bevorstehenden Ablauf ihres zwanzigjährigen Contractes mit der Stadt

Berlin denselben nur unter Benachtheiligung des städtischen Interesse verlängern wollen, indem sie nicht bloß einen bedeutend höheren Preis für die in mehreren Stadttheilen neu herzustellen öffentlichen Gasflammen, sondern auch die Beibehaltung der bisherigen Willkür in der Feststellung der Preise aller Privatflammen beanspruchte. Die Stadt setzte dem einen sehr wohlbegründeten Widerstand entgegen und stellte namentlich auch die verständige Forderung, daß ihr nach Ablauf neuer zwanzig Jahre die Befugniß zustehen solle, den Engländern das ganze Unternehmen zu einem bestimmten Preise abzukaufen. Zwar hat die englische Gesellschaft einen Vertheidiger in einem durch seine gewandte Feder bekannten Schriftsteller gefunden; die öffentliche Meinung sprach sich jedoch so entschieden für die Forderungen der Stadt aus, welche bereits die königliche Erlaubniß bekommen hat, eine Anleihe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Behufs eigener Begründung einer Gaserleuchtungsanstalt aufzunehmen, daß die Engländer sich veranlaßt gesehen, Vergleichsvorschläge zu machen und mithin auch in dieser Angelegenheit Hoffnung vorhanden ist, den Frieden erhalten zu sehen. Uebermorgen wird Madame Rott, geborne Tuczek, zum erstenmale und zwar als Julie in Shakspeare's Romeo und Julie die Bühne betreten. Madame Rott ist eine Schwester der beliebten Sängerin Ule. Tuczek und hat erst, nachdem sie ihren jetzigen Gatten, den bekannten Heldenspieler, geheirathet, Neigung zum Theater bekommen. Früher war sie mit einem Wiener verehelicht, und obwohl als Katholikin geschieden, hat es hier doch keinen Anstand gefunden, daß sie sich zum zweiten Male verheirathete.

Das Verbot des „Moritz von Sachsen“ ist, wie man vernimmt, auch höheren Ortes bestätigt worden. Der Verfasser (Dr. Pruz), der das Stück dem Theater unter der Bedingung der Tantième überlassen und für die erste Vorstellung als seinen Antheil etwa sechzig Thaler erhalten hat, macht nun auf gerichtlichem Wege Anspruch auf eine Entschädigung, zu welcher er um so mehr berechtigt zu sein scheint, als das Stück ja die Theater-Censur passiert haben mußte, bevor es zur ersten Aufführung gelangte. Justus.

III.

Aus Hamburg.

Eröffnung der Kieler Eisenbahn. — Die Elbschiffahrtsverträge; die Mausefalle; die sogenannte große Entscheidungscommission und ihr Eid. — Therese und ihr neues Buch. — Baison's Gastspiel. — Die französischen Hofschauspieler aus Berlin. — Scholz und Gern.

Wir sind dieser Tage um ein Beträchtliches näher in's Holsteinsche gerückt. Die Eisenbahn zwischen Altona und Kiel ward am 18. September, der dänischen Majestät Geburtstag, feierlichst eröffnet.

wobei der Statthalter von Holstein, Prinz Friedrich, die Honneurs im Namen des Königs machte. Die Feierlichkeit ging früh am Morgen vor sich, der trüb und feuchtkalt war, aber ein Zeitungs-correspondent schlägt um seine misanthropische Stimmung einen regenbichten Macintosh und darf nicht mehr Bequemlichkeitsinn haben als ein russischer Soldat. — Die mächtigen Locomotiven liefen manövrirend und ihre junge Kraft versuchend auf dem glatten Schienenwege hin und her, blank und schön, bekränzt, blumengeschmückt, wie muntere Bräute, die von ihrer Bestimmung und Zukunft so genau unterrichtet sind, wie von ihren Pflichten und Rechten. Das Bild hinkt nicht so sehr, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Rasche, unaufhaltsame Bewegung im Geist wie in der Materie, ist die Braut des Jahrhunderts, der Verlobung wird die Ehe folgen und aus dieser geht wohl noch eine Frucht hervor, für welche die Zukunft der Gegenwart unendlich verpflichtet sein müßte, wären die nachgeborenen Geschlechter je zur Dankbarkeit gegen die Vorfahren aufgelegt. Undankbarkeit gehört zu den Erbsünden der Menschheit, die sie von Zeitalter zu Zeitalter wider sich selbst begeht. Wir haben für die Vergangenheit, für ihre großen Thaten und großen Menschen wohl Chroniken, Geschichtsbücher, Gedächtnistafeln, aber wie selten unmittelbares Gedächtniß, wie selten errichten wir ihnen außer den Denksteinen, die in Sturm und Regen verwittern, Monumente in unsern Herzen! — Daß in Begleitung der Einweihungsfeierlichkeit tüchtig perorirt, illuminirt, muscirt, dejeuner und dinirt wurde, bedarf keiner besondern Erwähnung. Das Essen spielt bei allen deutschen Festlichkeiten eine so wichtige Rolle, daß die Söhne Teuts sich vermuthlich auch bei ihrer Ankunft im Himmel früher nach einer wohlbesetzten Tafel als nach der ewigen Seligkeit umschauen. Kiel, eine der Perlen des gesegneten Holsteins, das etwa noch zu Deutschland gehört wie ein halbabgeschnittener Finger zur Hand, wird nun ein stätiger Ausfluchtpunkt der Hamburger bleiben, während die unglückselige Bergedorfer Eisenbahn ihren kümmerlichen Erwerb mehr als je geschmälert sehen muß. Wer sich auch nicht übel verrechnet hat, das sind die Altonaer Gastwirthe. Hamburg, das große, lebenslustige, genussbietende Hamburg, sitzt für jene armen Leute da wie eine dicke, gewaltige Spinne in ihrem unzerreißbaren Netz und was von Kieler Vergnüglingen herüberfliegt, wird unbarmherzig angezogen, so daß Altona durchschnittlich nur die Droschke, den Omnibus liefert, worin die Auszufaugenden davoneilen, um als Ausgefogene zurückzukehren. So haben denn die Altonaer Wirthe nur das Nachsehen.

Aus den Zeitungen werden Sie erfahren haben, daß die Elbschiffahrtsverträge in diesen Tagen, nach dreimaliger Verwerfung von Seiten der Bürgerschaft, endlich ratificirt wurden. Zu diesem Zwecke mußte freilich die sogenannte große Entscheidungscommission zusam-

mentreten. Dies ist eine durch unsere höchst eigenthümliche Verfassung sanctionirte Mausfalle, in welche jede bedeutende Differenz gelockt wird, welche zwischen Rath und Bürgerschaft entstanden. Die Commission besteht aus einer gleichen Anzahl Mitglieder des Senates und der Bürgerschaft, welche durch das Loos gewählt werden. Sie haben vor dem Anfange ihrer Beratungen einen besondern Eid zu leisten, welcher unter Andern dahin lautet, — „daß die Entscheidungscommission bei ihrem Voto allein nach ihrem besten Wissen und Gewissen, Gottes Ehre, der Stadt und deren Gemeinen Wesen Bestes und die heilige Gerechtigkeit vor Augen haben, weder aus Liebe, noch Haß, Freundschaft noch Feindschaft gegen C. C. Rath und der löblichen Bürgerschaft oder auch gegen einzelne deren Mitglieder oder auch gegen sonst Privatpersonen, vielweniger gegen dieselben, so bei der quästionirten Sache Schaden oder Nachtheil, directe oder indirecte haben könnten, desgleichen durch keinerlei Autorität, Ansehen, Vorurtheil, Befehl oder Ueberredung von Andern u. s. w. dabei anders, als wie sie es nach ihrem besten Begriff der Stadt nützlich finden werde, thun und handeln wolle.“ Das klingt doch recht mittelalterlich bieder und fein vorsichtig. Die Entscheidungscommission, vom Senate in Zwistfällen proponirt, kann von der Bürgerschaft abgelehnt werden, was z. B. im Jahre 1765 geschah, als man sich wegen der Gehalte des Rathes lange nicht einigen konnte. Einmal angenommen, spricht diese Commission ein unumstößliches Votum. Ergibt sich bei ihren Beratungen, über deren Details, zufolge des geleisteten Eides, Nichts bekannt werden darf, zuerst eine Gleichheit der Stimmen in Betreff der Annahme oder Ablehnung irgend eines Vorschlages, so wird, abermals durch das Loos, ein engerer Ausschuß gewählt, dessen Entscheidung der Streitfrage ein sicheres Ende macht. Seit dem Jahre 1765 ist der diesmalige erst der zweite Fall, in welchem das Zusammentreten der Commission nöthig wurde. Ihr den allgemeinen Wünschen stark entgegengesetzter Ausspruch hat wenig überrascht, denn das Resultat konnte kaum zweifelhaft sein; die Abneigung gegen jene Verträge scheint, obwohl ihre Vollgiltigkeit anerkannt, eher verstärkt als gemindert.

Die einzige hiesige Repräsentantin deutscher Frauen-Literatur, Therese (Frau von Bacheracht), Verfasserin der viel besprochenen Briefe aus dem Süden u. s. w., hat so eben einen neuen Roman „Lydia“ (bei Bieweg in Braunschweig) erscheinen lassen. Lydia ist eine interessante, zart und edel gegliederte Dichtung, vom Glanz und Duft wahrer Poesie überhaucht, und wird sicher rasch die Aufmerksamkeit der Lesewelt und Kritik gefesselt haben. Frau von Bacheracht ist eben von einem viermonatlichen Ausfluge nach dem Rhein und der Schweiz hierher zurückgekehrt, wo sie eine eigenthümliche Stellung einnimmt, die ihre Reize haben mag, aber auch öfters von bitterem

Beigeschmack nicht frei ist. Alles Geistige hat hier einen hartnäckigen Kampf mit dem mercantilschen und nicht mercantilschen Philistertum zu bestehen. Und nun erst das literarische Wirken einer Frau, die, von ihrem Genius gedrängt, aus dem harmlosen Frieden ihres häuslichen und geselligen Kreises hinaustritt vor die Öffentlichkeit, kritische Unwetter mit obligaten Donnerschlägen nicht scheut, selbst wohl den gespenstigen Klepper der Tagesliteratur besteigt und bald darauf wieder eine größere Production in die so oft verfälschte Waagschale der literarischen Themis wirft. Viel Heroismus muß einer Frauenseele angeboren sein, die Solches unternimmt!

Als Theaterneuigkeit von Belang melde ich Ihnen zunächst das *Baison'sche* Gastspiel, welches mit seinem in den meisten Theilen — wozu jedoch die große Scene mit der Mutter im vierten Acte nicht gehört — vortrefflichen *Hamlet* begonnen wurde und vermuthlich den ganzen Winter hindurch fortgesetzt werden wird. Den Freunden des höheren Dramas stehen also seltene Genüsse bevor, denn dieses würdigste Feld für die Thätigkeit unseres ersten Kunstinstitutes mußte, seit *Hendrich's* Abgang, durch den Mangel eines ersten Liebhabers und jugendlichen Helden, theilweise nothgedrungen, brach liegen. — Heute Abend ist die erste Vorstellung vom *Moritz* von *Sachsen*. *Baison* gibt die Titelrolle. — Die französischen Hoffchauspieler von *Berlin* haben im Stadttheater vielen Beifall, aber wenig Publicum für ihre Leistungen gefunden und versuchen ihr Glück jetzt auf der *Thaliabühne*, wo *Scholz* von *Wien* gestern ein im Ganzen sehr glückliches Gastspiel beschloß, und *Gern* vom *Berliner Hoftheater* das seinige beginnen wird.

IV.

Der Christusrock in Trier.

Der Rock Christi, der so viel Tausende (Menschen und Thaler) nach der frommen Stadt *Trier* zieht, hat seine wunderthätige Kraft an der Gräfin *Droste-Bischering*, einer Nichte des bekannten Erzbischofs von *Köln*, bewährt. Sie kam auf Krücken hin und ging gesund und grade fort; ihr Dheim will die Thatsache actenmäßig constatiren lassen, was im Grunde unnöthig ist, da der gläubige Kinderstamm keine gerichtlichen Beweise braucht und die Geistlichkeit, die den heiligen Rock ausgestellt hat, schon vorher von der göttlichen Kraft der Reliquie überzeugt war. Einen schweren Vorwurf aber müssen wir eben dieser Geistlichkeit machen. Wie, Ihr habt ein Heilmittel, welches mehr vermag durch einfache Berührung als alle Weisheit der Aerzte durch Nachwachen, Sinnen und Forschen und Anstrengung jeglicher Art, — und statt der leidenden Menschheit damit beizuspringen, stellt Ihr es alle hundert Jahre ein einziges Mal aus! Warum leert

Ihr nicht die Krankenhäuser, warum pilgert Ihr nicht damit von Hütte zu Hütte und tilgt das Elend vom Angesicht der Erde? Ist das nicht Euer Beruf? Ihr werdet sagen, das Wunder wirke nur auf Gläubige. Gut. Heilt nur die Gläubigen, wir verlangen nicht, daß Ihr Ketzer, Juden und Heiden begnadigt. Aber Ihr laßt auch die frommen Katholiken hundert Jahre schmachten, ehe Ihr die Panacee anwendet. Wer weiß, vielleicht hat wirklich Christus selbst, mit einem schmerzlichen Blick auf die undankbare Menschheit und ihre falschen Propheten, Euch sein Kleid zugeworfen und gesagt: Geht, mit mir selbst wißt Ihr ja doch nicht zu wirken, da habt Ihr mein Gewand! Und so habt Ihr eben von dem großen Nazarener — Nichts als den Rock. — Man hört, die Censur einer großen norddeutschen Stadt habe die Weisung, das Trierische Schauspiel zu schonen; und die Zeitungen, die sich dem Allen gegenüber ducken und still halten, werden als klug (!) und national gelobt. O über die Schleicher und Leisetreter! Wie oft verhöhnt Ihr die moderne Toleranz als eine falsche, als leidigen Indifferentismus und gewissenlose Lauheit, — das also ist wahre Toleranz! Wie oft beschnüffelt und verflucht Ihr jeden warmen Hauch, der von jenseits des Rheins herüberweht, — diesen schwülen Ddem aber, mit dem uns der belgische und französische Ultramontanismus anbläst, soll man nicht als undeutsch bekämpfen?! Wird der Volksgeist von Philosophen bearbeitet, so muß man die Polizei anrufen, — gegen diese Bearbeitung des Volkes soll man auch nicht mit Worten streiten! Solche „Klugheit“ ist charakteristisch für die Deutschen von 1844. Wenn man in Berlin, durch die erwähnte Weisung, die Katholiken zu schonen oder zu verpflichten glaubt, so scheint uns das eher eine grobe Beleidigung. Die Katholiken selbst (etwa den rohesten Pöbel ausgenommen) verlegt das Trierer Schauspiel gewiß am meisten, und keiner von ihnen glaubt, daß dergleichen zum katholischen Glauben gehöre. Was in Trier vorgeht, scheint uns eine größere Blasphemie, als die schändlichsten Witze darüber. Wir selbst haben uns vorgenommen, in diesen Blättern uns nie in religiöse Streitigkeiten zu mischen; dieser Fall aber ist kein religiöser, und so konnten wir ein Paar Worte darüber nicht unterdrücken. Lieber „Leipziger Marktliberalismus“ — wie eine große Zeitung es nennt — als Klugheit von der Sorte!

V.

N o t i z e n.

Russische Beschwerden. — Fallmerayer's Bekenntnisse. — Lehrfreiheit in Preußen.
— Deutsche Flotte. — Weitting.

— Ein Leipziger Journal bemerkt, bei Erwähnung von Wies-

ner's „Russisch-politischer Arithmetik“: Das Cabinet von St. Petersburg habe mehr zu thun, als unbedeutende Schriftsteller des Auslandes durch Verfolgungen und Injurienklagen wichtig zu machen. — Ganz richtig, das Ministerium der Aufklärung in Petersburg kann sich nicht selbst um Alles kümmern, was draußen in der Welt anti-russisch ist. Wozu hätte man sonst so viel theuere Agenten, die von Weimar bis Königsberg, von Belgrad bis Paris ihre Stumpfnäschen oft in sehr „unbedeutende“ Affairen stecken? Rußland kann freilich nicht jeden deutschen Notizenschreiber belangen, aber es verschmäht in besonderen Fällen eine elegische oder energische Klage nicht, — wenn es was auszurichten hoffen kann. Manches ist daher in Böhmen oder Posen wahrscheinlich, was in Sachsen, Baden, oder Württemberg absurd wäre. Wir erinnern nur an die erfolgreiche Reclamation gegen Celakowsky in Prag. Wo russische Beschwerden keine sichtbaren Folgen haben, liegt die Schuld nicht am Petersburger Cabinet, und wir hoffen, daß sie, z. B. bei Wiesner, eher am österreichischen liegen würde. Wiesner's Werk ist übrigens so unbedeutend nicht, wie jenes Leipziger Journal denkt. Das beweisen die hitzigen Angriffe auf ihn (in der Augsburger Allgemeinen), die man dem russischen Staatsrath Tengoborsky zuschreibt, so wie die Aeußerungen, die darüber in Wien, von bedeutenden und einflußreichen Staatsmännern, gefallen sind.

— Fallmerayer vertheidigt sich aus Berlin (in der Augsb. Allgemeinen) gegen die von vielen Seiten wider ihn erhobene Beschuldigung der Russenliebe. Er legt zu diesem Zweck ein offenes Bekenntniß ab; von dem schwärmerischen Glauben an den Fortschritt der Menschheit ic. sei er längst zurückgekommen; er prophezeihe dem „slavischen Fatum“ und besonders dem Russenthum deshalb den Sieg, weil er überzeugt sei, daß alle positiven Rathschläge, die er etwa gegen das Moskowitenthum geben wollte, ohnedies nicht befolgt werden würden (wir ersuchen aber doch Herrn Cassandra-Fallmerayer, diese Rathschläge der Welt nicht vorzuenthalten) und kurz, weil das Schlechte stets mächtiger sei als das Gute; was doch für die Russen kein Compliment wäre. — Wir glauben, daß Rußland sich gern von uns armen „Ideologen“ schlecht schelten läßt, wenn wir ihm nur den irdischen Sieg lassen. Herr F. wird wohl wissen, daß er mit dem maliciösen Compliment seine Gräco-Slaven nicht beleidigt. Uns selbst könnte es nie einfallen, den „Nubel auf Reisen“ auf ihn anzuwenden; vielmehr scheint sich Herr F., seit er die Griechen slavisirte und darüber mit aller Welt in Streit gerieth, aus Consequenzmacherei immer mehr in den Glauben an das slavische Fatum hineinindisputirt zu haben. Wer weiß es nicht, daß oft die originellsten und feinsten Köpfe mit fixen Ideen herumlaufen! Und wie man zu

glauben pflegt, was man wünscht, so wünscht man oft zuletzt das Unangenehmste, nur um nicht zum falschen Propheten zu werden.

— Herr Minister Eichhorn hat in Königsberg mit wahrhaft dankenswerther Offenheit seine Ansichten über Lehrfreiheit ausgesprochen. Er meinte, die Naturwissenschaften bedürften allerdings einer unbeschränkten Lehrfreiheit — das ist doch ein Schritt weiter, als Rom zu Galilei's Zeiten that, obwohl nicht zu verkennen, daß damals Physik und Astronomie von ähnlichem Einfluß auf den Kirchenglauben waren, wie heut zu Tage die unexacten Wissenschaften — allein was Philosophie, Geschichte u. s. w. betreffe, so habe der Staat „bestimmte Formen“, innerhalb deren allein sich diese Wissenschaften entwickeln dürften. Was will man mehr? Philosophie und Geschichte, innerhalb der bestimmten Formen des preussischen — nein des Eichhorn'schen Staats! — Ferner soll Herr Eichhorn — doch das ist nur Gerücht — unter den berühmten Namen Königsbergs manche Irsterne entdeckt haben, darunter einen, der freilich dieses ganze Jahrhundert verführt hat: Kant!

— Noch immer scheint die Idee einer deutschen Flotte Vielen so chimärisch und lächerlich, daß sie sich scheuen, ein Wort darüber zu verlieren. Das ist der rechte deutsche Unstern, der wahre Schlemiehl. Man kann sich selbst gar nicht als einen ordentlichen Kerl denken. Die Schwierigkeiten, die an eine deutsche Seemacht nicht denken lassen, sind auch mehr moralisch, als materiell. Die Kölnische Zeitung hat das Verdienst, über diese Frage fortwährend die interessantesten Details zu sammeln. Deutschland könnte wenigstens eine größere Kriegsmarine haben, als Dänemark, oder Schweden oder Rußland, — wenn es nur etwas einiger wäre. Deutschland hat, nach England und Amerika, die größte Kauffahrtsschiffahrt; achttausend deutsche Handelsschiffe müssen Englands Protectorat anrufen, um vor Beleidigungen auf der See sicher zu sein!

— Offenbar ward Weittling der Heimathsrechte beraubt, indem man ein 1842 erlassenes Gesetz auf den zehn Jahre vorher Ausgewanderten anwandte. Ein Verächtlicher in der Deutschen Allgemeinen hat es unwillkürlich erst recht in's Licht gestellt. Aber Niemand empört es; war's doch nur ein Schneidergesell, ein Communist. Das ist „Ansehen der Person“ und nicht deutsches Rechtsgefühl.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.